

7. Exkurs II: Bewohner mit und ohne Migrationshintergrund

Die Bevölkerungsgruppe der sozial Benachteiligten in unseren Quartieren beinhaltet eine Vielzahl von Bürgern unterschiedlichster Herkunft. Diese kulturelle Heterogenität äußert sich natürlich auch hinsichtlich des bürgergesellschaftlichen Engagements beziehungsweise in einer verschiedenartigen Sichtweise vom „Leben im Viertel“. Diesem Aspekt soll zumindest anhand einer Differenzierung zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund nachgegangen werden.

7.1 „WIR AUSLÄNDER“ – GEMEINSAME IDENTIFIKATION

Für das grobe Zusammenfassen der „Bürger mit Migrationshintergrund“ in unseren Vierteln spricht in diesem Fall nicht nur das methodische Vorgehen. Vielmehr geht diese gemeinsame Gruppierung auf die Selbstdarstellung und Perspektive vieler Befragter mit Migrationshintergrund selbst zurück. Zumindest in den von uns untersuchten westdeutschen Quartieren deuten die Erhebungen auf eine Eigenwahrnehmung als „Ausländer“ gegenüber „den Deutschen“ hin.¹ Übrigens eine reziproke Perspektive,

1 Heinzelmann argumentiert für das Fallbeispiel Hannover-Vahrenheide ähnlich und spricht gar von einer weiteren „Konfliktlinie“, vgl. Heinzelmann, Claudia: Lokale Räume der sozialen Nähe und Distanz. Eine Kohäsionsanalyse im Stadtteil Hannover-Vahrenheide, in: Geiling, Heiko (Hrsg.): *Probleme sozialer Inte-*

denn viele deutsche Befragten sprechen auch von „den Ausländern“, die in ihrem Viertel wohnen.

Der Schwerpunkt wird deshalb auf die Bewohner mit Migrationshintergrund gelegt, die meist über einen tieferen Einblick in die verschiedenen kulturellen Lebenswelten des Viertels verfügen. Hierbei ist interessant, dass diese durchaus über ein Bild von sich als „wir Ausländer“ verfügen und zwar im Bewusstsein der kulturellen und nationalen Differenziertheit der eigenen Gruppe. Das heißt, man sieht sich möglicherweise selbst zwar als Mitglied der kurdischen Gemeinde und kennt diese gut. Man ist sich aber gleichzeitig durch seine Erfahrungen im Viertel auch des angeblichen Konfliktherds zwischen Ausländern und Deutschen bewusst und weiß, dass das schlechte Image des Viertels häufig auf dessen hohen Ausländeranteil zurückgeführt wird. Nicht selten erfolgt dies wiederum in Abgrenzung zu anderen nationalen oder ethnischen Gruppierungen, die im Viertel leben. Dennoch setzen sich die Interviewten häufig offen mit ihrem Image auseinander und identifizieren sich selbstbewusst mit der Gruppe „der Ausländer“ – dem Wissen um die Differenziertheit der „ausländischen“ Realität zum Trotz. Frau F. weist auf die teils gemeinsame ausländische Identität hin: „Wir sind so, die Ausländer sind so.“ Herr G. erzählt begeistert, dass im Viertel angeblich rund 100 verschiedene Nationen leben. Im Gegensatz zur Darstellung einiger Menschen ohne Migrationshintergrund ist er darauf sehr stolz.

Gleichzeitig scheint das Engagementpotential gerade derer, die sich in positiver Weise mit dem Viertel identifizieren, groß, insbesondere wenn es in Kombination mit einer bestimmten geschlossenen Gemeinschaft auftritt.

Herrn G. sind beispielsweise nicht nur die bestehenden Infrastrukturen zur Unterstützung von Engagement und Aktivität bekannt, er nutzt sie auch intensiv und regt Aktivitäten im Viertel damit an. Nachgefragt, wer in seinen Erzählungen mit „wir“ gemeint ist, bestätigt er, dass er damit zunächst einmal vorwiegend seine eritreische Gruppe von rund 40 Leuten meint. Doch diese Gruppe initiiert in Kassel offenbar häufig Aktivitäten, die andere mitziehen und Herr G. zählt in der Folge auch „Türken, Afghanen, Kosovo, Griechen ...“ auf.

gration. Agis-Forschungen zum gesellschaftlichen Strukturwandel, Münster [u.a.] 2003, S. 105-120, hier S. 116.

Dass das Bild der Menschen mit Migrationshintergrund von ihrem Viertel eher positiv ist und wohl auch von der Sichtweise deutscher Einwohner unterschieden werden kann, bestätigt das Interview mit Frau A. Auf die Frage, was sie im Viertel stört, schildert sie diese Perspektive der „Anderen“ und meint damit auch die Außenperspektive der Deutschen, die das Leben der Ausländer angeblich nicht wirklich kennen:

„Wir hatten hier – ich bin ja selber Ausländerin – aber wir hatten hier sehr, sehr viele Jugoslawen oder Albaner. Und jeder von denen hatte zehn Kinder. [...] Und dann hieß es immer ‚Grone-Süd‘. Grone-Süd ist für die Deutschen so ein Ghetto, die finden das nicht so gut hier, weil hier so viele Ausländer sind, [...] und die Ausländer haben so viele Kinder; meine Kinder haben auch viele Kinder und das stört dann hier [...] in Grone, dann will hier keiner mehr wohnen. Das stört hier so ein bisschen, dass das so ein schlechtes Bild hat.“

7.2 PARALLELGESELLSCHAFTEN UND DER WUNSCH NACH MEHR „VERMISCHUNG“

Das öffentliche beziehungsweise bürgergesellschaftliche Leben des Viertels spielt sich also häufig – meist der jeweiligen kulturellen oder nationalen Herkunft entsprechend – in Parallelgesellschaften ab. Mit der vereinzelt auftretenden Ausnahme gemeinsamer sportlicher Vereinsaktivitäten (z.B. in Fußball- oder Handballmannschaften) leben „die Deutschen“ und „die Ausländer“ weitestgehend separat voneinander.

Fremdenfeindliche Einstellungen sind in vielen Diskussionszusammenhängen zu finden. Diese paaren sich dann wieder mit sozial erwünschten Formulierungen. Insgesamt entsteht hier häufig ein ambivalentes Bild, in dem Negativerfahrungen direkt am Migrationshintergrund festgemacht werden und Positiverfahrungen trotz Migrationshintergrund möglich sind. Besonders deutlich wird dies in Leipzig, wo trotz einer äußerst niedrigen Migrantenquote ein enormes Abwehrpotential gegen alles Fremde immer wieder zutage tritt.

„Manche denken dann eben, sie sind die Größten und müssen dann das Leben so fortführen, wie sie es zu Hause gemacht haben, aber dann verstecken sie sich eben dahinter, dass sie die Sprache nicht können.“

„Jetzt muss ich mir von einem Deutsch-Russen auch noch sagen lassen, wie ich mich zu benehmen habe.“

„Das war ein türkischer Mann, der war aber ganz lieb in diesem Moment zu mir, also, egal wer ich nun war oder wer er war.“

Eine gewisse Fremdenfeindlichkeit scheint keine rein deutsche Denkweise widerzuspiegeln, sondern spielt offenbar auch in den vielen migrantischen Communities eine erkennbare Rolle.

Dabei wissen deutsche Befragte häufig um die hohe Aktivität bestimmter ausländischer Gemeinden. Frau K. erwähnt eine Art Treffpunkt oder eine einem Nachbarschaftszentrum ähnliche Zusammenkunft der eritreischen Gemeinde in ihrem Viertel: „[...] nur von den Eritreern ist hier, glaube ich, noch was.“²

Gerade von wenig aktiven deutschen Befragten wird dieses Engagement mitunter neidisch beäugt. Es wird zum Beispiel erwähnt, dass es in den Stadtteil- beziehungsweise Nachbarschaftszentren zwar Koch- oder Sprachkurse „für Türken“ gäbe, allerdings nichts „für Deutsche“. Gleichzeitig wird der Wunsch nach mehr Vermischung, mehr „multi-kulti“ zumindest geäußert – und zwar sowohl von Seiten der Menschen mit als auch von jenen ohne Migrationshintergrund.

„Blöd ist, dass jeder eigentlich für sich ist. Also die Türken für sich, die Araber für sich, die Deutschen meistens für sich. Außer im Nachbarschaftszentrum, wenn man sich begegnet, redet man zusammen. Aber außerhalb ist jeder eigentlich für sich, weil jeder hat irgendwie Angst mit den anderen.“

„Jeder hat eine eigene Gruppe, weder die Türken sitzen mit den Arabern, weder die Araber mit den Deutschen. [...] Ja, sieht man ja jetzt (zeigt auf ihre Nachbarin und lacht): hier Araber, da (zeigt auf ihr Gegenüber) Türkin! Das ist genau dasselbe, das ist immer so! Obwohl man hat ja nichts gegen den anderen, auch die Deutschen haben nichts gegen uns, aber irgendwie ..., es kommt nichts.“

2 Vermutlich ist an dieser Stelle der Internationale Garten in Brückenhof angesprochen, in dem laut Angabe von Herrn G. die eritreische Gemeinde, der er angehört, mindestens zwei Mal im Jahr Treffen für die Viertelbewohner veranstaltet.

Zwei andere Teilnehmerinnen fügen hinzu:

„Wir grüßen uns nur und das war's. Obwohl man kann deutsch, wir könnten uns eigentlich alle verständigen, aber irgendwie kommt nichts.“

„Ich finde die Ausländer hier, alle an einer Stelle, das finde ich nicht gut. [...] Besser wäre es, sie zu ‚verteilen‘. [An einer Stelle] machen (sie) viele Probleme zusammen. [...] Da sind auf einem Haufen nur Kurden. [...] An einer Stelle [könnte man] echt sagen, gibt es keine Deutschen mehr.“

Hier kollidiert offenbar der Wunsch nach mehr kultureller Vermischung mit einem unterbewussten Anspruch, Freizeit- oder Engagementangebote müssten der eigenen kulturellen Herkunft stärker entsprechen. Das Verlangen einzelner deutscher Befragter nach eigenständigen Angeboten „für Deutsche“ mag einerseits auf ein Defizit im kulturellen Alltag der deutschen Anwohner im Viertel hinweisen. Andererseits könnte es aber auch die Vorstellung von Bürgergesellschaft in separaten Parallelgesellschaften implizieren oder die kulturell fremden Angebote generell als störend klassifizieren.

